Barth-Archiv
Bruderholzallee 26
4059 BASEL
K. 99

Reformierte Kirchenzeitung

Organ des Reformierten Bundes für Deutschland

★ Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Psalm 119, Vers 105 ★

Nummer 5. Elberfeld-Barmen, den 31. Januar 1926. 76. Jahrgang.

Inhalt: Blicke in eines Apostels Herz. — Kirche und Theologie. — Zur Bischofsfrage. — Kirchliche Nachrichten. — Vom Büchertisch. — Eingegangene Schriften. — Empfangsbescheinigung.

Blicke in eines Apostels Herz.

2. Korinther 6, 11.

Nicht jeder besitzt die Gabe der Selbstmitteilung, wie ein Paulus oder ein Luther sie in hohem Maße hatten. Beim Gedanken an die Korinther hat sich des Apostels Mund weit aufgetan, um ihnen Zeugnis zu geben von seinem Leben mit Christus und von seinen Leiden für Christus. Wir dürfen zuweilen in seinen Briefen in die letzten, geheimnisvollen Untergründe seines Christenkampfes hineinblicken. Weder Petrus noch Johannes haben uns die Türen ihrer inneren Welt so weit geöffnet und uns von ihrer Gemeinschaft mit Gott so viel erfahren lassen. Welche Bedeutung für uns kommt solchen Selbstmitteilungen zu? Haben sie nur historischen Wert oder sind sie uns eine Hilfe?

Wenn der Mund des Apostels sich weit auftut gegen die Korinther, wünscht er jedenfalls nicht, daß sie Christen würden nach seinem Bilde. Von seinen Aussagen über sich selbst können wir zweifellos vieles lernen, sie können unsere Anschauung, unsere Persönlichkeit bereichern. Aber die Gefahr ist doch vorhanden, daß man meint, man müsse nun alles gerade so erleben und aussprechen wie die Männer, zu denen wir als Lehrern und Vätern im Glauben ehrfürchtig aufschauen. Je wuchtiger und hinreißender ihre hohen Gestalten sind, desto stärker zwingen sie uns in ihren Bann, so daß wir ihre Nachahmer, nicht ihre Nachfolger werden. Damit wäre aber eben das zerbrochen, was Christus seinen Leuten als köstliche Gabe schenkt: die Unabhängigkeit von Menschen. Ein Zug von Unwahrheit, von künstlich Gemachtem würde in unser Wesen eindringen, wir würden etwas an uns tragen, was nur von außen uns angehängt wurde.

Auch die andere Gefahr stellt sich oftmals ein, daß man gern empfinden und erleben möchte, was Paulus oder ein anderer unserer Lehrer erlebte, während unsere Erfahrungen nicht an die jener heranreichen. Dann wird man mutlos und hält die uns von Christus gewährte Gabe für nichts. Wir vergessen, daß jeder seinen besonderen Weg geführt wird und daß wir in den Mitteilungen aus dem inneren Leben anderer nie eine Norm haben dürfen, die ohne weiteres auf uns Anwendung zu finden habe. Christen sollen sich bewußt bleiben, daß sie eigne Gewächse sind und daß der himmlische Gärtner nicht zwei gleiche Pflanzen in seinem Garten pflanzt. Ihm ist Einförmigkeit verhaßt.

Vielmehr dienen uns die apostolischen Selbstmitteilungen dazu, uns zu zeigen, was Jesus Christus aus einem Menschen macht, der unter seiner Pflege und Zucht steht. An seinen Knechten neben uns und vor uns erkennen wir, wie der Herr sie zubereitet und ausrüstet zu ihrem Dienst, und werden dadurch ermuntert, uns ihm völliger zu überlassen. An den Bekenntnissen unserer Lehrer und Brüder lernen wir, wie reich Christus ist, der jedem von ihnen seine besondere, dem Dienst angemessene Lebensgestalt verlieh. Sie alle weisen uns von sich fort auf ihren Herrn, der uns ermuntert nach seinem Bild und nicht das Bild anderer Sünder in uns abdrücken will. Paulus tat seinen Mund deshalb so weit auf, damit die Gemeinde der Fülle ihres Hauptes inne werde und sich der Selbständigkeit freue, die das Vorrecht der an Christus Gebundenen ist. An den Zeugnissen des Apostels über sich selbst soll sich unser Verlangen entzünden, so wie er von Gottes Geist geleitet zu werden und ihm ebenso gehorsam zu folgen. Robinson, einer der Führer der Pilgerväter, hatte Paulus recht verstanden, als er bei der Einschiffung nach Neu-England seiner Gemeinde sagte: „Ich beschwöre euch vor Gott und seinen heiligen Engeln, daß ihr mir nicht weiter nachfolgt, als ihr seht, daß ich dem Herrn Jesus Christus nachfolge."

Klfhs.

Kirche und Theologie.

Vortrag, gehalten am 23. Oktober 1925 in der theologischen Woche zu Elberfeld.

(Zuerst erschienen in „Zwischen den Zeiten".)

Von Professor D. Karl Barth.

„Was ist Theologie?" In einer ebenso geistreichen, wie rätselvollen, wie hochgemuten Broschüre dieses Titels hat Erik Peterson neulich folgende Lehre aufgestellt[1]): Theologie ist im Gegensatz zur Mythologie und einer der Mythologie verwandten dialektischen Theologie der gehorsame Vollzug einer in Form konkreter Autorität gegebenen Möglichkeit von Erkenntnis, und zwar unparadoxe Erkenntnis Gottes. Sie hat nicht von Gott zu reden; denn das kann nur und das tut Christus. Sie hat nichts von Gott zu sagen; denn das ist das Amt der die Logos-Offenbarung vorbereitenden alttestamentlichen Propheten. Sie hat auch nicht von Gott zu sprechen; denn das tut mit richterlicher Gewalt die Kirche. Sie hat aber auf Grund konkreter Autorität zu argumentieren. Die konkrete Autorität, von der die Rede ist, ist nicht etwa die Bibel. Die Bibel, die pneumatische Bibelexegese und die ihr folgende Predigt gehören vielmehr streng genommen überhaupt nicht in die Theologie, sondern in den Kultus. Sie fällt aber auch nicht etwa zusammen mit dem kirchlichen Bekenntnis. Sondern sie ist analog der Einsetzung des Sakramentes gegeben als Ausfluß der bei der Himmelfahrt der Kirche verliehenen Gewalt (und insofern als Fortsetzung der Logos-Offenbarung) in dem als positiver Rechtsanspruch den Menschen jure divino, und zwar bis zur Ketzerverbrennung leibhaft wirklich treffenden Dogma. Durch die Beziehung auf das Dogma wird die Theologie selbst zu einer Konkretion des Logos. Erst durch das Dogma wird sie gelöst aus der fatalen Verbindung mit den sogenannten Geisteswissenschaften, wird sie in eine Sphäre erhoben, in der ein Mann leben kann, wird sie Gehorsam gegen Christus, wird sie weiten Kreisen wieder interessant, wird sie als Stand und als Fachwissenschaft möglich.

Was ich Ihnen heute vorlegen möchte, ist der Form nach

[1]) Was ist Theologie? Von Erik Peterson o. ö. Professor der Theologie an der Universität Bonn. 1925 bei Friedrich Cohen, Bonn.

KBA 120
30
12. MRZ 1980

eine Auseinandersetzung mit diesen Gedanken, wobei ich, um dies gleich vorauszuschicken, zu dem, was Peterson gesagt hat, in der Hauptsache werde Nein sagen müssen. Aber man kann hier auf sehr verschiedene Art Nein sagen und ich möchte mit meinem Nein nicht mit dem Anderer verwechselt sein. Gestatten Sie mir also eine kleine Vorrede. Ich würde es weder für gerecht noch für klug halten, auf die Darbietung Petersons die allzu naheliegende Antwort zu geben, daß sie in ihrer Voraussetzung und ihren Konsequenzen römisch-katholisch und darum als indiskutabel totzuschweigen sei. Daß sie katholisch und in mehr als einem Stück überkatholisch ist, ist auch meine Meinung. Aber ich denke, daß diese leicht zu machende Feststellung kein polemisches Gewicht hat und daß es nicht wohlgetan ist, die sachliche Diskussion dieser und ähnlicher Gedanken auf Grund dieser Feststellung von vornherein abzulehnen. Dies aus folgenden Gründen: Wenn eine, so hätte die altprotestantische Theologie das innere Recht dazu gehabt, auf einen Überfall wie den von Peterson ohne jede Diskussion mit glatter Ablehnung zu reagieren. Sie hätte nämlich dabei gewußt, was sie wollte und was sie tat. Altprotestantische Intoleranz richtete sich nicht zufällig, sondern nach der Logik der Sache mit gleicher Schärfe gegen Schwärmer und Spiritualisten, gegen Karlstadt und Servet, gegen Socini und Arminius wie gegen Rom, als gegen den in verschiedenem Gewand hüben und drüben identischen Gegner. Sie stritt nach rechts und links für die Ehre Gottes und die Reinheit des Glaubens gegen die Anmaßung und Willkür des frommen Menschen. In der Einheit dieser Abwehr war der Streit der Reformatoren und ihrer Nachfolger gegen das Papsttum legitim und sinnvoll, ein Streit mit gutem Gewissen und freiem Rücken. Vom Streit des heutigen Protestantismus mit dem Gegner zur Rechten kann man das nur bedingt sagen. Allzusehr hat er sich dem damaligen Gegner zur Linken innerlich angenähert, als daß seine Zornesäußerungen gegen rechts, gemessen an denen Luthers und Calvins, nicht hohl und unglaubwürdig tönten, als daß nicht der Verdacht bestünde, daß dabei vielleicht zum größeren Teil Dinge verteidigt würden, in denen die Reformatoren alsbald im erasmischen oder täuferischen Gewand denselben altbösen Feind erkannt hätten, den sie im Papsttum bekämpften. Bis zur besseren Vereinigung unseres Verhältnisses nach links, d. h. gegenüber dem siegreich bei uns eingedrungenen Rationalismus und Pietismus dürfte es ratsam und billig sein, beim Ertönen „katholisierender" Stimmen von rechts her nicht zu schnell nach der ultima ratio des Protestantenzorns zu greifen, als widerfahre uns nun damit etwas Sonderliches. Konkret gesprochen: der evolutionistische Historismus, Moralismus und Idealismus, der unsere heutige Theologie beherrscht, hat, gemessen an der Reformation, zu viel auf dem Kerbholz, als daß er Vollmacht hätte, gegen einen katholisierenden Phänomenologismus, wie ihn Peterson vertritt, Steine zu werfen. Ist Friedrich Brunstäd als evangelischer Theologieprofessor nicht unmöglich, dann ist es Erik Peterson auch nicht. Darf man sich, ohne erröten zu müssen, zu Schleiermacher bekennen, dann auch zu Thomas von Aquino. Denn von Luther und Calvin liegen beide mindestens gleich weit ab. Es hat keinen Sinn, jetzt auf einmal, statt nach Gründen zu fragen, konfessionelle Entschiedenheit zu markieren. Jetzt wo uns statt irgendeiner modernistischen Abweichung zur Abwechslung einmal auch die mittelalterliche Abweichung intra muros begegnet! — Und warum sollten wir uns eigentlich weigern, veranlaßt durch die Petersonschen Darlegungen (so unsympathisch uns der Ort sein mag, von dem sie herkommen) die in Betracht kommenden Fragen, ganz abgesehen von ihrer konfessionellen Bedeutung, rein sachlich in Erwägung zu ziehen? Unsere Väter haben es ja auch nicht versäumt, gegen den katholischen Versucher außer mit zorniger Ablehnung auch mit ernsthaften Gründen zu reagieren. Vielleicht, daß wir um solche verlegener sind als jene, weil wir des Ortes, wo wir als protestantische Theologen hingehören, infolge der seither eingetretenen Verschiebungen weniger sicher sind. Dann haben wir aber Anlaß, uns von Peterson, was auch von seinem Vorstoß zu halten sei, zur Besinnung darüber aufrufen zu lassen, wo wir eigentlich stehen sollen und wollen. Dann wäre bloßer furor protestanticus in jeder Form, auch in der des Schweigens oder Lächelns, ein Versteckspiel, das sich rächen müßte. Ich hoffe also dem, was man die „evangelische Sache" nennt, besser zu dienen, wenn ich meinen Darlegungen gerade nicht den Charakter einer konfessionellen Antithese gebe, sondern Peterson auf den Boden grundsätzlicher theologischer Überlegung folge, den er selber gewählt und gewahrt hat.

„Kirche und Theologie" habe ich meinen Vortrag überschrieben. Ich tat es in der Meinung, daß in dem von Peterson so eigenartig behandelten Problemkreis die Bestimmung der Begriffe Kirche und Theologie und ihres Verhältnisses untereinander die entscheidende Frage bildet, in der wir nach Klarheit zu suchen haben.

1.

Ich hoffe Petersons Intention richtig zu verstehen, wenn ich ausgehe von seinem Satz, daß Theologie wesenhaft bestehe im konkreten Gehorsam gegen konkrete Autorität (S. 9). Dieser Satz sagt zwar, was ja wohl auch Petersons Meinung ist, nicht alles, was zu sagen ist. Er ist aber an sich aus folgenden Gründen richtig: Theologie ist der in einem bestimmten Jetzt und Hier in den Formen begrifflichen Denkens sich vollziehende Dienst bestimmter Menschen an Gottes Offenbarung[1]). Zwischen Gottes ebenfalls in einem bestimmten Hic et Nunc gegebener Offenbarung und der Theologie steht aber zunächst trennend die Zeit. Um Gegenstand der Theologie werden zu können, muß die Offenbarung der Theologie gleichzeitig werden. Diese Vergegenwärtigung der Offenbarung vollzieht sich jedenfalls nicht nur unmittelbar, durch Gottes direktes Reden in allen Zeiten, sondern auch, wenn auch nicht ohne das Zeugnis und Siegel dieser Unmittelbarkeit, mittelbar. Der biblische Kanon und Text, die von der Kirche mehr oder weniger gemeinsam empfangenen und gewonnenen, als Bekenntnisse niedergelegten Erkenntnisse, die durch die Arbeit gewisser von der Kirche als maßgebend anerkannter Lehrer gewiesenen Richtlinien, endlich die bestimmte Gestalt, in der sich die Offenbarung selbst in jedem bestimmten Jetzt und Hier gerade so und nicht anders darbietet — sie bilden miteinander die in ihrer Geschlossenheit nur annähernd erkennbare, aber darum nicht weniger gegebene Form, in der jede Theologie allein ihren Gegenstand bekommt. Diese Form ist die konkrete Autorität, der sie konkreten Gehorsam zu leisten hat. Wie die Theologie — theologia ἐκτυπος, theologia viatorum nach den feinen Erläuterungen der Alten: im Gegensatz der theologia ἀρχέτυπος Gottes selbst, zu der theologia comprehensorum, nämlich der Engel und Seligen im Himmel — wie also die Theologie irdischer Menschen an einer bestimmten Stelle an der Zeit ist, so auch in gnadenvoller Zuwendung, ihr Gegenstand, die Offenbarung. Der bestimmten Stelle entspricht die bestimmte Form beider, der Offenbarung und der ihr dienenden Theologie, die Form der Autorität und des Gehorsams. Daß es keine Theologie gibt (weil keine mittelbare Gegenwart der Offenbarung) ohne die Unmittelbarkeit des ewigen allgegenwärtigen Wortes und Geistes Gottes, in dem ihre Freiheit gründet, die Freiheit des an Gott allein gebundenen Glaubens, das kann nichts daran ändern, daß sie jedenfalls auch konkreter Gehorsam ist gegen konkrete Autorität. Eine Theologie, die das wirklich nicht wäre, wäre notwendig gegenstandslos, sie wäre überhaupt nicht Theologie.

2.

Vereinigen wir zunächst die Frage nach dem Umfang dessen, was hier unter „konkreter Autorität" zu verstehen ist. Peterson redet verwunderlicherweise nur vom Dogma. Gemeint ist dabei sicher nicht die Idee oder das Wesen des Dogmas,

[1]) Vgl. dazu die Definition von Gogarten: „Th. ist „die kritische methodische Besinnung des Theologen darüber, was er tut, wenn er auf Grund der Offenbarung von Gott redet" (Z. d. Z. Heft 9 S. 78) und die von Bultmann: Th. ist „die begriffliche Darstellung der Existenz des Menschen als einer durch Gott bestimmten" (Zw. d. Z. Heft 12 S. 353).

sondern (auf der Konkretheit der bezeichneten Größe liegt gerade der Nachdruck) das da und da, dann und dann formulierte und approbierte Dogma. Man könnte Peterson gegenüber, wie kürzlich Harnack gegenüber den Hochkirchlern[1]), auf Beantwortung der Frage drängen: welches Dogma denn nun eigentlich: gemessen an der Norm welches Jahrhunderts, hat die Kirche das Dogma kreiert? Aber hier müßte ich mich auf Petersons Seite schlagen und sagen: Darauf kann ein einzelner Theologe leider Gottes heute nur private, zufällige, unmaßgebliche Antwort geben. Er kann sagen: die und die von der Teilkirche, der ich zunächst verpflichtet bin, in der Reformationszeit aufgestellten und seither nicht zurückgenommenen oder ersetzten Bekenntnisse mit den und den altkirchlichen Voraussetzungen, auf denen sie ruhen, sind das, was ich, wenn ich „Dogmatik" treibe, das „Dogma" nenne. Aber diese seine Antwort ist, und wenn sie noch so wohl begründet wäre, nicht die Antwort, die hier gegeben sein müßte. Und zwar darum nicht, weil es eben nur seine Antwort ist. Hier müßte aber sinnvoller Weise die Kirche geantwortet haben, und wenn es nur eine bescheidene Landeskirche oder eine als gemeinsame Synode legitimierte Vertretung von solchen wäre. Eine sehr wesentliche Bedingung des Elends unserer heutigen Theologie besteht darin, daß wir, indem wir Theologie treiben, keine Kirche hinter uns haben, die den Mut besitzt, uns unzweideutig zu sagen: das und das ist, soweit wir mitzureden haben, Dogma in concretissimo. Sagen die Kirchen uns das nicht und verlangen sie trotzdem von uns, daß wir „Dogmatik" lernen und lehren sollen, dann gleichen sie wahrlich dem König Nebukadnezar, der von seinen Weisen nicht nur wissen wollte, was sein Traum bedeute, sondern auch, was er denn überhaupt geträumt habe. Die Verlegenheit, die man Peterson mit der Frage, welches Dogma? bereiten kann, spiegelt nur die Verlegenheit wieder, in der sich unsere evangelische Kirche befindet. Sie ändert nichts an der Richtigkeit des Satzes, daß es keine Theologie gibt ohne konkrete Autorität, ohne Dogma. — Wichtiger und ernsthafter scheint mir die Feststellung, daß das wirkliche Dogma, das wir nun also nicht ohne schmerzlichen Humor als bekanntes concretissimum voraussetzen, für die wirkliche Theologie nie und nirgends die isolierte Bedeutung gehabt hat, die Peterson ihm zuschreiben will. Die Argumentation z. B. der neueren katholischen Dogmatik gründet sich, soweit ich sehe, auf folgende Autoritäten: 1. Bibelstellen, 2. Väter, 3. Dogma, 4. womöglich neue päpstliche Entscheidungen. Peterson hätte ja spöttischerweise anmerken können, daß bei uns an Stelle von Nr. 4 einzusetzen wäre: der Standpunkt des betreffenden Theologieprofessors, aber er hätte nicht unterlassen dürfen, die Vielheit der in der Theologie tatsächlich angerufenen Autoritäten — in seiner Sprache zu reden — als „Ausdruck eines Sachverhalts" zu werten. Es würde sich dann herausgestellt haben, daß innerhalb des Begriffes der konkreten Autorität das Dogma doch nur ein Moment neben anderen ist. Hinter dem Dogma stehen die Feststellungen der Kirche über Kanon und Text der Bibel, neben dem Dogma das Votum der jeweils maßgebenden Väter, der doctores ecclesiae (denken Sie nur an die eigentümliche Dignität des Lutherzitates in den theologischen Verhandlungen unserer protestantischen Gegenwart; auch die durchaus nicht zu mißachtenden besonderen Traditionen etwa der lutherischen bezw. reformierten theologischen Schule wären hier zu erwähnen), hinter Dogma und Vätern endlich, wahrlich nicht der Standpunkt des betreffenden Professors, sondern eben jene der Willkür des einzelnen prinzipiell überlegene, aktuelle gegenwärtige Autorität, welche in der katholischen Theologie beneidenswert (und doch nicht beneidenswert) handgreiflich durch den Begriff des im Papste verkörperten kirchlichen Lehramtes bezeichnet ist, während wir uns begnügen müssen, das objektive Gegebensein einer „Kairos"-Notwendigkeit, um mit Tillich zu reden, eine auf keinem Papier stehende und doch verpflichtende Bestimmtheit jedes Augenblicks für alle theologische Arbeit anzuerkennen, ohne sie von der ebenso unentbehrlich gegenwärtigen Erleuchtung des einzelnen Arbeiters unmittelbar durch Wort und Geist juristisch greifbar unterscheiden zu können. Die Feststellungen der Kirche über Kanon und kanonischen Text der Schriftoffenbarung, über gewisse mehr oder weniger einhellig anerkannte Grundsätze der auf jene sich gründenden kirchlichen Verkündigung, erklärt durch die Stimme der Väter, endlich eben jenes (gleichfalls als kirchlich zu verstehende) Gebot der Stunde, diese drei oder vier (wie man sieht, auf ganz verschiedenen Ebenen liegenden und in ganz verschiedenem Sinn bedeutsamen) Momente miteinander — nicht aber das Dogma allein bilden die konkrete Autorität, der die Theologie konkreten Gehorsam zu leisten hat.

[1]) Christl. Welt 1925, Nr. 7/8, Sp. 166 f.

3.

Die Theologie lebt vom Dogma, sagte Peterson. Sie lebt auch vom Dogma, haben wir berichtigen zu müssen geglaubt. Wir fragen nun weiter: wie kommt sie dazu, vom Dogma im Zusammenhang mit den genannten anderen Momenten leben zu müssen? Wessen Autorität ist es denn, die sie hier anerkennt? Worauf wieder im Einklang mit Peterson resolut zu antworten ist: Es ist zweifellos die Autorität der Kirche, die sie hier anerkennt. Wohl verstanden: Gehorsam ist nicht Pietät. Es wäre nicht wohl getan, hier von einer Autorität der Geschichte zu reden, obwohl doch die Momente, aus denen sich diese Autorität zusammensetzt, unverkennbar geschichtliche Daten darstellen. Aber die Geschichte oder ein Ausschnitt aus der Geschichte, Kanon und Text, Väter und Dogma, das Gebot der Stunde endlich als geschichtliche Größen und Notwendigkeiten verstanden, können, christlich theologisch betrachtet gerade keine Autorität bedeuten, und zwar darum nicht, weil der Kardinalsatz einer gewissen theologisierenden Philosophie, daß Geschichte und Gott, Geschichte und Offenbarung „zuhause"[1]) gehörten, falsch ist. Geschichte kann wohl ein Prädikat der Offenbarung werden, aber nie und nimmer wird die Offenbarung zum Prädikat der Geschichte. Wer Geschichte sagt, sagt eben damit Nicht-Offenbarung. Geschichte bedeutet in der Theologie genau das, was Pontius Pilatus im Credo. Denn die Geschichte als Subjekt steht wohl wie der Mensch als solcher in direkter Relation zu Gottes Schöpfung, aber auch zu Adams Fall und Ausstoßung aus dem Paradies und gerade nicht zu Christus und der in ihm geschehenen Versöhnung. Geschichte ist: „der ganze unbegreifliche Zwischenzustand zwischen Schöpfung und Erlösung, in dem wir uns befinden"[2]). Sie ist σκοτία, die Finsternis, die das Licht nicht begriffen hat. Aber wie der Schmutz und das Elend der menschlichen Natur in der Fleischwerdung des Wortes aufgenommen, eingetaucht und erhoben ist in die Heiligkeit und Sündlosigkeit des ewigen Gottes, wie der Mensch ohne aufzuhören in sich selbst ein Sünder zu sein, in Christus begna-

[1]) So Schmidt-Japing, Zeitschrift f. syst. Theol. I 69 f. — Indem ich eben mit der Korrektur dieses Vortrages beschäftigt bin, erhalte ich von Schmidt-Japing seinen neuesten Aufsatz: „Die christologischen Anschauungen der dialektischen Theologie" (Apologet. Jahrb. 1925 S. 87—112). Er wird dem obigen entnehmen, daß mir sein und seiner Freunde Weg (ich erwähnte ihn im Text wirklich nur beispielsweise) nicht minder bedenklich ist, als ihm offenbar der meinige. „Jedes Reden von Gott, in dem das . . . Zeugnis der Vergangenheit verworfen oder umgedeutet wird, steht in der Gefahr, mit der Geschichte auch den lebendigen Gott zu verlieren, der sie wirkt und regiert," schreibt er auch jetzt wieder gleich S. 87. Ich frage: Wie kommt denn die Vergangenheit dazu, Trägerin des Zeugnisses im theologischen Sinn dieses Begriffs zu werden? Ist die Geschichte etwa darum, weil sie in der Tat von Gott gewirkt und regiert ist wie alles Geschaffene, — nicht „Finsternis"? Hat sie nicht aufgehört, Subjekt zu sein, wenn sie da und dort (aber das ist dann in den Kategorien des Vorsehungsgedankens kaum mehr auszudrücken!) tatsächlich Zeugnis vom „Licht" sein sollte? Wie in aller Welt kommt (S. 107) Geschichte dazu, „Heil wirkend" zu sein und umgekehrt das Leben Jesu „geschichtsbildend"? Sollte es denn gar nicht gelingen, diesen distinktionslosen Gebrauch eines Begriffs, der nie und nimmer in die Theologie gehört (Joh. 1, 14 gibt wirklich zu diesem Mißbrauch keinen Anlaß!), ebenso einzudämmen, wie dies gegenüber dem ähnlichen Greuel, der mit dem Begriff „Erlebnis" in noch nicht ferner Vergangenheit getrieben wurde, wenigstens einigermaßen gelungen ist?

[2]) So Thurneysen Z. d. Z. Heft 9 S. 27.

digt, gerechtfertigt und geheiligt ist, so und im selben Sinn ist von einer durch die Offenbarung qualifizierten Geschichte zu reden, die ohne aufzuhören in sich selber zu sein, was alle Geschichte ist, qualifiziert durch die Offenbarung nun nicht bloß Zwischenzustand ist. Gewiß ist das Reich, in dem die peccatores electi durch das fleischgewordene Wort geeinigt und versöhnt, ihrer Erlösung entgegensehen mitten in der Geschichte, in allen seinen Erscheinungen selbst Geschichte und steht mit allen anderen geschichtlichen Wirklichkeiten im selben finsteren Schatten. Aber nicht bloß das ist von ihm zu sagen, sondern nun das andere überschwängliche Wort, daß dies mitten im Schattenreich das Reich des Lichtes ist, regiert durch den himmlischen Herrn, geglaubt von den Elenden, seinen Erwählten und Berufenen, die Eine heilige und allgemeine Kirche: in aller Fragwürdigkeit ihrer Erscheinung der verborgene und doch nicht verborgene Weg durch die Zeiten, auf dem die Offenbarung zu den Völkern und Geschlechtern kommt. Auf diesem Weg wird sie dann u. a. auch immer wieder zum Gegenstand der Theologie. Indem die Theologie anerkennt, daß ihr die Offenbarung jedenfalls auch mittelbar, in Form konkreter Autorität gegeben ist, lebt sie, ohne die geschichtliche Bedingtheit dieser Form auch nur einen Augenblick zu vergessen, nicht von der Geschichte. Denn die Geschichte hat keine theologische Autorität, wohl aber die Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Bischofsfrage.

Seit Fertigstellung unserer letzten Nummer gingen uns zwei Äußerungen zu, von denen wir heute der ersten Raum geben, trotzdem sie sogar die Meinung vertritt, daß der evangelische Bischof „eine Förderung des Protestantismus" sei!!! Wir nehmen aber gleich zu dieser uns selbstredend völlig abwegig erscheinenden Äußerung deutlich Stellung. Es handelt sich um eine kurze „Randbemerkung" zu dem Artikel von D. Dr. de Weerth in unserer Nr. 3. Sie stammt aus der Feder von Pastor Heider, Müsen, und hat folgenden Wortlaut:

„D. Dr. de Weerth hat ein Bild der Wirkung für die Zukunft gemalt, die der Titel Bischof im Protestantismus ausüben würde, vor der in der Tat jeder gut Evangelische erschrecken muß, wenn sie eintreten müßte. Nach D. de Weerth ist allerdings diese unabwendbar wie ein Naturgesetz mit dem Titel Bischof verknüpft.

Ich glaube aber, gerade damit ist das Gebiet kirchlicher Erörterung verlassen und eine geistig-geistliche Frage unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt gestellt.

Dadurch, daß der sehr verehrte Verfasser diese Frage aus dem Bereich geistiger und geistlicher Tatsachen in die Sphäre naturhafter Zusammenhänge rückt, begeht er — nach meiner Meinung — einen unzulässigen Denksprung. Ich bestreite also das natur-notwendige „Muß" der Wirkung, das er feststellt und möchte seine Ausführungen in das Reich der Möglichkeit, in die geistig-geistliche Sphäre zurückführen.

Es ist möglich, daß die Entwickelung so geht, wie er sie schildert. Es ist möglich, daß auch bei Festhalten der ihm beliebten Benennungen die Entwickelung so verläuft, wie er sie ausmalt. Es ist aber auch möglich, daß die Entwickelung gerade umgekehrt vor sich geht, wie er sie zeichnet, daß der Titel „Bischof" — den ja auch reformierte Kirchen bewahrt haben — zur Stärkung und Förderung des allgemeinen evangelischen Priestertums dient. Das hängt eben von Einflüssen ab, die nicht mit naturwissenschaftlichen Maßstäben zu messen sind.

Und ich glaube, es ist gerade reformiert, frei zu sein von aller Knechtschaft der bloßen Form und allein auf den heiligen Geist zu trauen. Darin liegt aber, daß man auch jede Form, wenn sie dienlich ist und wird, in Freiheit gebrauchen darf. Sonst bleibt auch der Reformierte in der Knechtschaft der Form, der Überlieferung verhaftet und der souveräne Geist ist gebunden. Zufällig — nach der Ironie der Geschichte — könnte sich heute diese Gebundenheit an die Überlieferung, diese „Formknechtschaft", in der Beibehaltung der alten Titel symbolisieren. „Wo aber der Geist des Herrn ist — da ist Freiheit." Die Titelfrage ist eine reine Zweckmäßigkeitsfrage unserer gegenwärtigen kirchlichen Situation.

Und der lebendige, reformierte Geist hätte die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß sie (wer? Die Schriftleitung) niemals wahr wird, daß die von Dr. de Weerth gezeichneten Folgen nicht eintreten.

Aufgaben wirken Kräfte. So könnte gerade aus der Einführung des „fatalen" Titels das Motiv der Förderung und Gründung wahren evangelischen Christentums werden."

Soweit der Einsender. Wir freuen uns zunächst, darin mit dem Verfasser einig zu sein, daß jeder evangelische Christ vor dem Zukunftsbild, welches uns D. Dr. de Weerth entrollt hat, erschrecken muß, und wir danken an dieser Stelle letzterem noch auf das allerwärmste für die klaren Darlegungen seines Artikels in unserer Nr. 3. Er hat, wie wir wissen, bereits an vielen Stellen damit sehr lebhaften Widerhall gefunden und bleibt hoffentlich auch dort nicht unbeachtet, wo man heute über dem Verlangen nach einem, wie man meint, für uns kirchlich notwendig gewordenen Titel in der Gefahr steht, alle Zeichen der Zeit zu mißachten und den notdürftig aufgerichteten Bau unserer neuverfaßten Kirche gleich in verhängnisvollen Brand zu setzen. D. Dr. de Weerth redet als ein Mann, der seit Jahrzehnten im Kirchenleben steht und der von hoher Warte aus wohl berechtigt ist, warnend seine Stimme zu erheben, wenn er sehen muß, daß man auf dem Wege kleinster Abweichungen eine Richtung einzuschlagen beginnt, die den Protestantismus im tiefsten Grunde gefährdet.

Wie Pastor Heider jetzt plötzlich davon reden kann, D. Dr. de Weerth habe das Gebiet kirchlicher Erörterung verlassen und eine geistig-geistliche Frage unter naturwissenschaftliche Gesichtspunkte gestellt, ist uns völlig unklar. Der Einsender macht sich hier nach unserem Urteil einer ganz unzulässigen Eintragung schuldig. Es gibt aber eben nicht bloß ein natur-notwendiges Muß, es gibt auch ein rein geistiges und geistliches Muß bis hinauf zu dem allerhöchsten Muß, von dem einst der Herr Jesus gesprochen hat auf dem Wege seines Sterbens und Auferstehens (Matth. 16, 21). Es gibt ein Muß in der Geisteswelt, bei dem man tatsächlich wohl an die Analogie eines Naturgesetzes denken kann, wie etwa der Apostel Paulus davon spricht: „Was der Mensch sät, das wird er ernten." Dazu aber sind Wächter auf die Warte des kirchlichen Lebens gestellt, daß sie Umschau halten und gefährlichen Entwicklungen im allerersten Anfang entgegentreten, bevor sie sich derart ausgestaltet haben, daß ihre böse Auswirkung nicht mehr aufzuhalten ist. Sie sollen, unter einem anderen Bilde gesprochen, einen Unkrautsamen zu beseitigen versuchen, bevor er als eigentliches Unkraut aufgeschossen ist und seine bösen Früchte ins Unheimliche auswachsen. Sie sollen, um bei einem doch wohl rein geistig zu verstehenden Wort der Lateiner zu bleiben, allewege daran denken: „Principiis obsta!"

Daß für die Vorausschau von D. Dr. de Weerth die allerernsteste Begründung vorliegt, werden wir noch genugsam auseinanderzusetzen haben. Es sei heute nur eine kleine Äußerung der neueren geistigen Entwicklung wieder als ein „Zeichen der Zeit" erwähnt, die uns in diesen Tagen zu Gesicht kam. In Nr. 7/8 des Jahrgangs 1923 der „Hochkirche" sprach ein Pfarrer Costa aus Catharinau über „Dingliche Heiligkeit". Er will die Realpräsenz, d. h. die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl auch über die Feier selbst hinaus festhalten und sie „auch nach der Kommunionfeier in den konsekrierten Elementen anerkennen und der Anbetung darbieten", damit unsere evangelischen Kirchen mit ihrem „Altar im wahren Sinne des Wortes" wieder den Hauch des Göttlichen, der göttlichen Gegenwart bekommen! Was bedeutet das anders, als daß evangelische Christen aufgefordert werden, in die Kirche zu gehen und dort jederzeit den Herrn Jesus in dem geweihten Brot und dem geweihten Wein auf dem Altar